

## **Erhard Roy Wiehn**

### **Fritz Ottenheimer Gedenkvorlesung am 18. März 2018**

#### **Wie hat das geschehen können\***

So lautet der Titel von Fritz Ottenheimers Erinnerungen mit und ohne Fragezeichen, die in seiner Geburtsstadt Konstanz beginnen. Hier wurde er am 18. März 1925 in einer liberalen jüdischen Familie geboren, genau heute vor 93 Jahren. Ein gutes Datum, an diesem Tag seiner und seiner Familie zu gedenken, wobei ich Sie durch seine Erinnerungen<sup>1</sup> führen möchte, weil mir dies ein besonders authentisches Gedenken zu sein scheint, das auch unserem Freund Fritz Ottenheimer selbst gefallen haben könnte, – eine Art "Kaddisch" (1 Std.)

Er schreibt ziemlich zu Anfang zu seiner jüdischen Familiengeschichte in Süwestdeutschland: "Ich wurde 1925 in Deutschland geboren, genau wie meine Eltern, meine Großeltern und meine Vorfahren, soweit ich sie zurückverfolgen kann. Einer der ersten Ottenheimer muß aus Ottenheim<sup>2</sup> gekommen sein, unser nachgewiesener Stammbaum reicht aber soweit nicht zurück. Wahrscheinlich war meine Familie schon in Süddeutschland verwurzelt, als die 'Mayflower' (1620) die ersten europäischen Siedler nach Amerika brachte.

Ich weiß nicht viel über meine Vorfahren, doch soviel: Sie waren Juden. Es ist gut möglich, daß sie fahrende Händler oder Tagelöhner waren. Sie durften keiner Handwerkerzunft beitreten und kein Land besitzen; manchmal wurden sie wahrscheinlich ausgebeutet, verjagt und verfolgt, bestenfalls wurden sie toleriert. Sie mochten genauso intelligent und gesittet gewesen sein wie alle anderen; das machte nichts aus, sie blieben doch Juden.

Die Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren Kinder der Revolutionen in Frankreich und Amerika und wurden durch Napoleons Soldaten im frühen 19. Jahrhundert in Europa verbreitet. Die Gesellschaften von West- und Zentraleuropa veränderten sich dramatisch und damit auch der Status der Juden. Als Folge davon konnten meine Großeltern schon eine anständige Schulbildung in einer öffentlichen Schule erhalten. Sie besaßen ihre eigenen Wohnungen und betrachteten sich als Deutsche: Sie waren absolut, bedingungslos und patriotisch

---

\* Ansprache zur Gedenkstunde der *Initiative Stolpersteine für Konstanz – Gegen Vergessen und Intoleranz* am 18. März 2018 (19.30) Uhr im Astoria-Saal der VHS Konstanz.

<sup>1</sup> Fritz Ottenheimer, *Wie hat das geschehen können – Von Konstanz in die USA durch den Krieg und zurück. Jüdische Schicksale 1925–1996*. Konstanz 1996.

<sup>2</sup> Gehört zur Gemeinde Schwanau im Ortenaukreis (Regierungsbezirk Freiburg); <https://de.wikipedia.org/wiki/Schwanau>

deutsch." (S. 17; die Seitenzahlen beziehen sich auf Fritz Ottenheimers Buch in Fußnote 1.)

"Einige meiner Verwandten meldeten sich im Ersten Weltkrieg freiwillig zur deutschen Armee. Nach einem von ihnen wurde ich benannt, dem Cousin meines Vaters – Fritz, der für sein geliebtes Vaterland starb, noch bevor er seinen 18. Geburtstag gefeiert hatte. Mein Vater war im Ersten Weltkrieg Feldwebel bei der deutschen Infanterie und verbrachte vier Jahre in den Schützengräben. Kurz vor Ende des Krieges durchschlug eine Kugel seine beiden Arme und zerschmetterte seinen rechten Ellenbogen, während er auf Patrouille war. Er lag das folgende Jahr in verschiedenen Militärkrankenhäusern, erholte sich von seiner Verletzung und lernte, mit der linken Hand zu schreiben. 1919 wurde er mit einem steifen Arm und ein paar Orden für Tapferkeit entlassen; der steife Arm war eine Last, an der mein Vater den Rest seines Lebens zu tragen hatte. Die Orden landeten 1939, nach der Rückkehr meines Vaters aus dem Konzentrationslager Dachau, in einem Mülleimer." (S. 17)

Doch damit sind wir der Zeit schon weit voraus und deshalb mit Fritz Ottenheimer zurück in die 1920er Jahre: "Meine Eltern heirateten 1921 und ließen sich in der schönen Stadt Konstanz am Bodensee nieder, direkt an der Schweizer Grenze. Meine Schwester Ilse wurde 1922 geboren, ich kam 1925 hinzu. (...) Glücklicherweise wurde meine Geburt nicht von der eigentlich üblichen Hebamme überwacht, sondern von Dr. Semi Moos,<sup>3</sup> einem entfernten Verwandten und, was noch wichtiger ist, dem besten Gynäkologen und Geburtshelfer der ganzen Gegend." (S. 21)

Meine Eltern hatten ein kleines Herrenbekleidungsgeschäft im Zentrum von Konstanz (Obermarkt 6). Es war kein blühendes Unternehmen, aber eine Anzahl treuer Kunden wußte überdurchschnittliche Qualität und Integrität zu schätzen. Wir waren nicht wohlhabend, wir besaßen kein Auto oder Haus, aber wir lebten in sicheren Verhältnissen und das zu einer Zeit, in der viele andere kämpfen mußten, um sich über Wasser zu halten. Wir hatten viele Freunde in Konstanz. Die meisten Freunde meiner Eltern und die meisten meiner Schulkameraden waren Christen. Wir waren gläubige, praktizierende Juden,<sup>4</sup> wir hielten uns an die Speisegesetze, gingen jede Woche in die Synagoge und ich zum Religionsunterricht. Unser gesellschaftliches Leben war durch unser Judentum jedoch nicht eingeschränkt; manchmal wurden meine Eltern sogar zum Besuch des Militärballs der örtlichen Garnison eingeladen. In meiner frühen Kindheit spielte ich

---

<sup>3</sup> <http://www.hohenemsgenealogie.at/gen/getperson.php?personID=I15721>

<sup>4</sup> Erhard Roy Wiehn, Jüdisches Leben und Leiden in Konstanz. Konstanz 2014.

nach der Schule meist mit Kindern aus christlichen Familien; das war einfach eine Frage der Zahlenverhältnisse: 1925 lebten in Konstanz 537 Juden (1,7%) in einer Gesamtbevölkerung von 31.252 Einwohnern. In ganz Deutschland lebten 1925 laut amtlicher Statistik 564.379 Juden, d.h. 0,9% der Gesamtbevölkerung." (S. 21/22)

"Ich war acht Jahre alt, als Hitler an die Macht kam. Achtjährige finden einen Regierungswechsel normalerweise nicht sehr spannend, aber sogar mir war Hitlers Machtantritt schmerzlich bewußt. Fast jeden Tag konnte ich Aufmärsche sehen und martialische Reden hören. Tausende von Hakenkreuzfahnen hingen vor den Fenstern. Jeder deutsche Radiosender brachte den ganzen Tag lang fanatische Tiraden, lobte darin das neue Regime, spielte Militärmusik, verdamnte die Juden und andere 'Feinde' Deutschlands und pries den Helden-tod für das Vaterland. Nichtdeutsche Radiosender waren verboten; wen man beim Hören eines ausländischen Senders erwischte, wurde von der Geheimen Staatspolizei – der Gestapo – fortgebracht und oft nicht wiedergesehen. Viele Deutsche nutzten die Gelegenheit und beglichen alte Rechnungen, indem sie ihre Nachbarn denunzierten. Kinder wurden von den nationalsozialistischen Jugendführern angewiesen, 'Volksfeinde' anzuzeigen, die ausländische Sender hörten. Wir erfuhren von Kindern, die ihre eigenen Eltern denunzierten und sich so zu Waisen machten.

Die nationalsozialistische Presse am Ort war direkter und skrupelloser als die Radiosender, wenn es darum ging, Juden in den Dreck zu ziehen. Ehrbare Doktoren und Rechtsanwälte, darunter auch der sehr angesehene Dr. Moos, wurden grundlos öffentlich beschuldigt, in der Vergangenheit gegen Gesetz oder Moral verstoßen zu haben, inkompetent und unehrlich zu sein. 'Der Stürmer', wohl die wichtigste überregionale NS-Parteizeitung, war von der ersten bis zur letzten Seite eine bössartige Ansammlung antijüdischer Karikaturen, Kommentaren und Schauergeschichten. Dem 'Stürmer' und vielen weitverbreiteten Propagandaschriften zufolge war jeder Jude, so nett er auch zu sein *schien*, darauf aus, das arglose deutsche Volk zu vergewaltigen, auszurauben, zu betrügen und auszubeuten. Einige dieser Pamphlete wurden in den staatlichen Schulen als Unterrichtsmaterialien verwendet." (S. 21/22)

Eines Morgens (*am 1. April 1933*<sup>5</sup>) ging mein Vater zu unserem kleinen Geschäft; es waren etwa zwei Monate seit der Machtübernahme Hitlers vergangen. An diesem Tag sah er Lautsprecherwagen durch die Straßen von Konstanz fahren: "Kauft nicht in jüdischen Geschäften!", wurden die Leute gewarnt: "Kauft

---

<sup>5</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Judenboykott>

nur bei Deutschen!" Als mein Vater beim Geschäft ankam, sah er eine uniformierte SA-Wache vor der Tür stehen. Er kehrte um, ging nach Hause zurück und kam ein paar Minuten später mit einem kleinen Beutel in der Hand zurück. Diesmal ging er an dem SA-Mann vorbei und schloß die Tür auf. Er nahm die Hemden, Socken und Krawatten aus dem Schaufenster und breitete dort seine Orden aus dem Ersten Weltkrieg aus. Dann trat er nach draußen, stellte sich neben den SA-Mann und krepelte seinen rechten Hemdsärmel hoch, so daß seine Kriegsverletzung zu sehen war.

Er mußte nicht lange warten. Mehrere Leute, denen die Militärlaufbahn meines Vaters bekannt war, traten auf den SA-Mann zu und erklärten ihm, daß Ludwig Ottenheimer ein guter Deutscher sei, ein behinderter Kriegsveteran, der mehr als nur seine Pflicht für sein Land getan habe: "Sicherlich würden Sie ihm nicht das Recht auf einen ehrlichen Lebensunterhalt verweigern wollen!" Der SA-Mann war an solcher Logik nicht interessiert und versuchte, sie zu ignorieren. Aber immer mehr Leute kamen hinzu und machten sich immer lauter bemerkbar. Der SA-Mann sah schließlich die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen ein und verließ den Ort des Geschehens. Viele Leute kamen an diesem Tag in unser Geschäft, um meinem Vater zu sagen, wie sehr sie die Maßnahmen der Regierung ablehnten.

Der Boykott jüdischer Geschäfte blieb in Konstanz erfolglos, vielmehr belebte sich sogar das Geschäft für ein paar Tage. Dennoch sollte die erfolg-reiche Propagandakampagne der Nazis den Mißerfolg des Boykotts mehr als ausgleichen. Die nationalsozialistische Propaganda war grob und aufdringlich, aber sie war gut organisiert. Dr. Goebbels trug den offiziellen Titel eines Propagandaministers im Kabinett Hitlers, nichts von seiner Arbeit blieb unerschwellig oder verborgen. Hitler erkannte die Bedeutung der Propaganda und machte ausgiebig davon Gebrauch." (S. 23/24)

"Im Laufe der Jahre erließ die nationalsozialistische Regierung eine Reihe neuer Gesetze, deren Zweck es war, die Juden einzuschüchtern, zu isolieren und sie verarmen zu lassen. Es war uns nicht mehr erlaubt, ins Kino zu gehen, genauso waren uns Besuche von Konzerten, Sportveranstaltungen, Schwimmbädern, Hotels oder Restaurants verboten. Sogar die Parkbänke entlang des Bodenseeufers trugen die Aufschrift: "Für Juden verboten". Alle Juden, die für den Staat arbeiteten, wurden entlassen: Richter, Lehrer, Postbeamte – ungeachtet ihrer Verdienste oder ihres Dienstalters. Jüdische Ärzte und Rechtsanwälte durften keine nichtjüdischen Patienten und Klienten mehr haben, genauso wie es Juden nun verboten war, in diesen Bereichen die Dienste von Nichtjuden in Anspruch zu nehmen. Von Juden geschriebene Bücher wurden wie andere 'subversive Litera-

tur' (z.B. Antikriegsbücher) am 10. Mai 1933 aus Bibliotheken und Geschäften entfernt und öffentlich verbrannt.<sup>6</sup> Der Besitz eines dieser Bücher konnte ein Grund für strenge Bestrafung werden. Seinerzeit wurden die Deutschen immerzu eindringlich davor gewarnt, irgendwelche Kontakte mit Juden zu pflegen. Unsere Kunden reagierten nach und nach auf diese Drohungen, und meine Eltern mußten 1936 ihr kleines Geschäft aufgeben. Es war ein trauriger Tag für unsere Familie; denn ein großer Teil unseres Lebens war mit diesem Geschäft verbunden." (S. 25/26)

"Mein Vater arbeitete jetzt für den Krawattenhersteller, der uns früher Krawatten fürs Geschäft verkauft hatte. Papa bereiste mit dem Zug einen großen Teil Süddeutschlands; er trug zwei Koffer voller Muster von Laden zu Laden, nahm Bestellungen für Schlipse entgegen und kam an den Wochenenden nach Hause zurück. Es war ein strapaziöser und schlecht bezahlter Job; aber noch wichtiger war, daß es nur eine Frage der Zeit schien, bis er auch diesen bescheidenen Lebensunterhalt verlieren würde. Es gab nur eine Lösung: Wir mußten Deutschland verlassen.

Deutschland zu verlassen, so könnte es scheinen, hätte eigentlich eine Leichtigkeit sein müssen, schließlich wollte Hitler die Juden doch hinauswerfen. Das Problem war aber, ein Land zu finden, das uns hereinlassen würde. Wir hatten nun das Glück, mehrere Verwandte in den USA zu haben; mein Vater schrieb einen verzweifelten Brief an den Bruder meiner Mutter, meinen Onkel Sieg(*bert?*), in dem er die Dringlichkeit unserer Situation beschrieb, dabei aber aufpaßte, nichts zu Kritisches über das Naziregime zu schreiben." (S. 26)

Inzwischen wurden wir mehr und mehr von unseren christlichen Freunden isoliert, und gleichzeitig entwickelten sich engere Bindungen zu anderen jüdischen Familien in Konstanz. Unsere früheren Freunde versicherten uns häufig ihrer Zuneigung, wiesen aber darauf hin, daß weiterer Kontakt mit uns gefährlich sei. Wir hatten Verständnis für ihre Bedenken. Meine Schwester und ich gingen immer noch in die normale staatliche Schule; unsere Lehrer vermieden es, in unserer Gegenwart für die Nazis Stellung zu beziehen. Wenn von ihnen verlangt wurde, den Schülern NS-Propaganda vorzulesen, taten sie es mit einem erkennbaren Mangel an Begeisterung. Eine von Ilse's Lehrerinnen, Fräulein Kirn, drückte ihren Protest gegen die nationalsozialistische Politik offen aus; ihr Eintrag in Ilse's Poesiealbum lautete: 'Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!'

Unsere Schulkameraden blieben anständig; einem nach dem anderen wurde freilich von den Eltern befohlen, uns zu meiden. Einige blieben bis zum bitteren

---

<sup>6</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Bücherverbrennung\\_1933\\_in\\_Deutschland](https://de.wikipedia.org/wiki/Bücherverbrennung_1933_in_Deutschland)

Ende treu. Keiner von ihnen verhielt sich uns gegenüber beleidigend oder feindselig, was angesichts der enormen Menge bössartiger Propaganda, mit der sie überschwemmt wurden, erstaunlich war." (S. 27)

"Hier muß ich betonen, daß Konstanz wohl eine der am wenigsten haßerfüllten Städte Deutschlands war, und zwar aus zwei Gründen: Der erste Grund lag in der Grenzsituation der Stadt; denn zunächst war es noch allen Einwohnern erlaubt (Nichtjuden sogar noch viele weitere Jahre), in der Schweiz die dort im Vergleich zu Deutschland besseren Lebensmittel einzukaufen. Pendler nahmen die Gelegenheit wahr, Schweizer Zeitungen zu lesen, die der nationalsozialistischen Politik im allgemeinen kritisch gegenüberstanden; das befähigte die deutschen Leser, die Goebbelschen Lügen in ihren eigenen Zeitungen besser zu erkennen. Der zweite Grund für die vergleichsweise judenfreundlichere Situation in Konstanz war der hohe Grad der Assimilation der Juden und das außergewöhnliche Ausmaß der 'jüdischen' Beteiligung am Gemeindeleben, am Sport und an gemeinnützigen Aktivitäten. Bevor Hitler erschien, begegneten sich Konstanzer Juden und Christen ungezwungen bei der Freiwilligen Feuerwehr, der freiwilligen Sanitätskolonne (die hauptsächlich von einem jüdischen Arzt organisiert wurde), in Fußballmannschaften und Wandervereinen, Cafés und Chören. Jüdische Ärzte und Rechtsanwälte hatten den Ruf, besonders nachsichtig zu sein, selbst wenn Honorare nur mit Kartoffeln oder Hühnern bezahlt werden konnten oder überhaupt nicht." (S. 28)

Am 1. November 1936 brachen gegen 4 Uhr morgens Vandalen in unsere schöne Synagoge ein, warfen die Gebetbücher und Thorarollen auf einen großen Haufen, gossen Benzin darüber und zündeten sie an. Ein christlicher Nachbar bemerkte das Feuer, benachrichtigte die Freiwillige Feuerwehr, die sofort herbeieilte, um zu löschen. Das Gebäude wurde durch die schnelle Reaktion gerettet, aber sieben Thorarollen waren durch das Feuer beschädigt oder zerstört worden. Sie wurden entsprechend jüdischem Brauch mit einer Beerdigungszeremonie bestattet. Mein Großvater unterhielt sich mit einem der Kriminalpolizisten, die den Brand untersuchten; der Beamte war hinter vorgehaltener Hand recht offen: 'Wir wissen ziemlich gut, wer dafür verantwortlich war', gab er zu: 'Aber es wird uns nicht erlaubt, etwas zu unternehmen!' Erstaunlicherweise zahlte die Versicherungsgesellschaft für die gesamte Renovierung des Gebäudes, den Ersatz der Thorarollen und sogar für spezielle Vorkehrungen, um das Gebäude einbruchsicher zu machen. Die Feier zur Wiedereröffnung im Juli 1937 schien die Hoffnung auszudrücken, daß sich die Dinge von nun an bessern würden. Wie sehr wir uns wiederum irrten!" (S. 29/30/

"Mein Vater hatte mittlerweile seine Arbeit verloren und konnte seine gesamte Zeit dieser Hilfsaktion widmen. Neben der Aufgabe, unsere Gäste (*jüdische Flüchtlinge aus Österreich*) zur Grenze zu bringen, mußte eine große Menge Arbeit an Putzen, Waschen und Kochen erledigt werden, wobei meine Mutter keine Haushaltshilfe mehr hatte. Viele Flüchtlinge brachten Koffer, Truhen oder Bündel mit ihrer Habe; da es wohl verdächtig ausgesehen hätte, wenn sie koffertugend Richtung Grenze marschiert wären, ließen sie ihr Gepäck bei uns, meldeten sich mit einem Brief aus der Schweiz, woraufhin mein Vater alles an ihre neue Adresse schickte. Meine Schwester und ich halfen beim Einkaufen und Geschirrspülen sowie bei den Versuchen, diese sehr entmutigten und verängstigten Menschen aufzuheitern. Manchmal sollten wir einen unserer Gäste zum Postamt, zu einer Apotheke, einem Zahnarzt oder Anwalt bringen." (S. 32/33)

"Ein Strom österreichischer Flüchtlinge floß bis August 1938 weiter durch unsere Wohnung und in die Taxis. Dann beschloß die Schweiz, ihre Grenzen zu schließen. Alle Flüchtlinge, die danach beim Überschreiten der Grenze erwischt wurden, nahm die Schweizer Polizei fest, führte sie zur Grenze zurück und übergab sie der Gestapo, die sie ins Konzentrationslager Dachau schickte. Aber auch die 'glücklichen' Flüchtlinge, die vor dem Stichtag in die Schweiz gekommen waren, genossen kein unbeschwertes Leben; wenn sie keine Schweizer Verwandte oder Bekannte hatten, die sie unterstützen konnten, wurden sie in Arbeitslager interniert. Wir erhielten viele Briefe von unseren österreichischen Freunden in der Schweiz." (S. 35)

"Ich denke oft über die Rolle meiner Eltern bei der Fluchthilfe für 200 bis 300 Österreicher nach. Sie zweifelten niemals daran, daß sie das Richtige taten, obwohl einige Juden in Konstanz uns warnten, wir könnten durch unser Tun die gesamte jüdische Gemeinde in Gefahr bringen. Viele Österreicher, denen wir halfen, sind mittlerweile gestorben, genau wie meine Eltern. Aber ihre Enkel leben heute vielleicht glücklich in den verschiedensten Teilen der Welt, völlig ahnungslos über die Rolle, die eine fremde Familie durch einen Zufall der Geschichte in ihrem Leben gespielt hatte." (S. 37)

"Mitte Mai 1938 konnte Ilse uns verlassen. Kurz nach Beginn der Aktion mit den Österreichern erhielt meine Schwester ihr Einwanderungsvisum für die USA. Sie war genau 16 Jahre alt und hatte 16 sehr behütete Jahre erlebt. Ilse war in der Schule ausgezeichnet, viel besser als ich, hatte aber kein Englisch gelernt, vielleicht weil es keinen Englischlehrer in ihrer Schule gab. Es war schwer für sie, ihre Familie und Freunde zu verlassen; es würde Verwandte in den USA geben, die sie aber nur dem Namen nach kannte. Sie nahm einen Zug nach Frankreich, dort wurde sie von Onkel Léon nach Le Havre begleitet, wo sie an

Bord der 'S.S. Manhattan' nach New York City fuhr. Ilse war nun auf sich allein gestellt." (S. 38)

In einem Interview sagte mir Fritz Ottenheimer im September 1989 (2018 vor 29 Jahren!): "Wir hätten sollen (19)38 (vor 80 Jahren) nach Amerika, wir haben schon unsere Möbel aufgegeben und nach Amerika geschickt und hatten noch einmal müssen zum (*amerikanischen*) Konsulat nach Stuttgart gehen, um die Papiere fertigzumachen. Und da hat das amerikanische Konsulat sich entschieden, uns zurückzuweisen. Also mußten wir gleich nach Amerika telegraphieren: Wir brauchen noch ein Affidavit (*Bürgerschaft*), weil mein Vater schwer kriegsverletzt war. Der Konsul hatte anscheinend gedacht, daß er in Amerika keine Arbeit tun kann. Sie (*die amerikanischen Konsulate*) hatten das Recht, Leute zurückzuweisen, wenn sie glaubten, daß diese dem Staat zur Last fallen würden. Wir hatten also keine Möbel mehr. Wir mußten warten, bis unsere Nummer dran kam. In dieser Zeit wohnten wir in einem möblierten Zimmer: Meine Mutter, mein Vater, meine Großmutter und ich wohnten in einem Zimmer in der Bodanstraße, gerade neben dem Gemeindehaus (*Sigismund-straße 21*) um die Ecke."

"Das Wohn-Schlafzimmer unserer Familie war ziemlich groß, aber natürlich gab es keine Privatsphäre. Gemeinsam mit der Vermieterin und den anderen Mietern konnten wir das Badezimmer und die Küche benutzen. Die Wohnung lag gleich neben der Synagoge, die der soziale Mittelpunkt der jüdischen Gemeinde geworden war, da uns andere Einrichtungen nicht mehr offenstanden." (S. 39)

"Am Morgen des 10. November 1938 wurde ich durch den Lärm einer Explosion geweckt. Was konnte in unserer friedlichen Nachbarschaft explodiert sein? Es mußte die Tankstelle gleich auf der anderen Straßenseite gewesen sein! Ich sprang aus dem Bett und rannte zum Fenster: An der Tankstelle sah alles normal aus, aber ich konnte einen flackernden roten Schein am Himmel sehen. Da mußte ein großes Feuer hinter uns sein! Nun rannte ich ins Treppenhaus, schaute aus dem Fenster in den Garten und starrte schockiert auf das, was ich sah: Wo unsere schöne Synagoge stand, war jetzt ein Flammenmeer!<sup>7</sup> Ich rannte zurück in unser Zimmer und zog mich an, nachdem ich meinen Eltern und meiner Großmutter die schreckliche Neuigkeit berichtet hatte. Mein Vater befahl mir jedoch,

---

<sup>7</sup> Erhard Roy Wiehn, Novemberpogrom 1938 – Die 'Reichskristallnacht' in den Erinnerungen jüdischer Zeitzeugen der Kehilla Kedoscha Konstanz 50 Jahre danach als Dokumentation des Gedenkens. Konstanz 1988; Erhard Roy Wiehn, Zum Reichpogrom 1938 – Die Ereignisse in Konstanz 70 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 2008; Erhard Roy Wiehn (Hg.), Jüdische Rückblicke auf die deutsch-schweizerische Grenzregion am Bodensee im 20. Jahrhundert. Gespräche in Israel, Konstanz und Kreuzlingen. Konstanz 2012.

im Hause zu bleiben; statt meiner ging Frau H. (*die Vermieterin, ERW.*) nach draußen, um sich zu erkundigen und erstattete uns sofort Bericht: Ja, die Synagoge war gesprengt worden! Aber es gab noch mehr erschreckende Nachrichten. Am frühen Morgen waren alle jüdischen Männer von der Gestapo verhaftet worden, alle außer meinem Vater! Spielte die Welt verrückt? Warum wurde mein Vater nicht abgeholt? Vielleicht suchten sie an der alten Adresse nach ihm, oder vielleicht wurde er als Kriegsteilnehmer geschont? Wir warteten in unserem Zimmer und beteten." (S. 41)

"Nach dem Mittagessen beschloß mein Vater, sich zu rasieren. Plötzlich hörte man ein lautes Klopfen an der Tür. Zwei Gestapo-Männer waren gekommen, um meinen Vater festzunehmen. 'Kann ich mich zuerst fertig rasieren?', fragte er. – 'Nein, wisch' dein Gesicht ab und beweg' dich!' Dann gingen die beiden mit unserem Vater davon. – Bis zum Abend begriffen wir nicht, daß sich die Ereignisse der Nacht und des Tages genau so in anderen Städten und Dörfern Deutschlands abgespielt hatten. Später sollte man diesen Pogrom wegen der riesigen Glasschäden zertrümmerter Scheiben als 'Kristallnacht' bzw. 'Reichskristallnacht' bezeichnen. Es hatte am Vortag, dem 9. November 1938, begonnen; ein junger 17-jähriger Jude hatte in Paris einen deutschen Botschaftsangehörigen erschossen, offensichtlich ein Vorfall, auf den Hitler gewartet hatte, um mit ihm als Vorwand seine nächste Aktion gegen die Juden in Deutschland zu inszenieren." (S. 41/42)<sup>8</sup>

"Während der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 wurden fast alle Synagogen in Deutschland zerstört; überdies marschierten Banden durch die Straßen, die Fenster einschlugen, jüdische Geschäfte und Wohnungen verwüsteten. Am folgenden Morgen wurden etwa 30.000 jüdische Männer ab 16 Jahren von der Gestapo verhaftet und in die Konzentrationslager Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen verbracht. Ich war zu dieser Zeit erst 13 Jahre alt. – In Konstanz ging während der 'Kristallnacht' keine einzige Fensterscheibe zu Bruch, eine seltene Ausnahme; vielleicht, weil die Leute weniger haßerfüllt waren als in anderen Städten oder vielleicht, weil Befehle gegeben worden sein könnten, 'sachte' in Städten zu verfahren, wo möglicherweise Schweizer Besucher und Journalisten die Ereignisse mitverfolgen könnten; vielleicht war es eine Kombination von beidem." (S. 42)

"Ich fragte meinen Vater etwa 30 Jahre später nach seinem Leben in Dachau; er erklärte, es sei eine ständige Schikane gewesen: Es begann um 6 Uhr morgens mit einem Zählappell vor den Baracken, was manchmal eine Stunde dauern

---

<sup>8</sup> Erhard Roy Wiehn, Zum Reichspogrom 1938 – Die Ereignisse in Konstanz 70 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 2008.

konnte, wenn auf einen aufgerufenen Namen nicht reagiert wurde. Dann kam der Befehl, über das Gelände zum Zaun zu laufen, wo sie etwa eine halbe Stunde lang stillstehen mußten. Anschließend sollten sie eine Weile im Dauerlauf um den Appellplatz laufen, danach zu einem weiteren Appell antreten. All dies fand bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt statt, wobei die Gefangenen nur eine dünne gestreifte Baumwolluniform trugen. Zweimal täglich bekamen sie etwas zu essen, eine Schüssel übelriechender, fettiger Suppe – wie mein Vater meinte, durch Auskochen von Häuten und Knochen zubereitet - und ein Stück schimmeliges Brot. Nach der ersten Woche litten alle Gefangenen an Ruhr, und viele Männer starben. Damals waren die Konzentrationslager noch nicht in Tötungsfabriken umgewandelt, es handelte sich 'nur' um sadistische Gefangenenlager." (S. 43)

"Endlich ein Brief vom amerikanischen Konsulat in Stuttgart! Unserem Antrag wurde stattgegeben, wir konnten in die USA einreisen! Nun galt es, keine Zeit mehr zu verlieren: Mein Vater erledigte alle Formalitäten: Fahrkarten für Zug und Schiff, Transport unserer Kisten, Telegramme an Verwandte, Formulare, Formulare! Meine Großmutter ging mit uns auf die Reise; sie war 87 Jahre alt und zweifellos die Ruhigste – angesichts dessen, daß wir ein neues Leben in einem neuen Land beginnen wollten. Wir fühlten uns alle wie Gefangene, die aus dem Gefängnis entlassen wurden, und ich freute mich auf das Abenteuer einer unbekanntem Zukunft!

Aber wir fühlten auch Schmerz, das einzige Leben, das einzige Land, die einzigen Menschen zu verlassen, die wir kannten. Wir hatten immer versucht, ein anständiges, ehrliches und sozial engagiertes Leben zu führen, nun aber wurden wir gedemütigt, unterdrückt und vertrieben – nur weil wir Juden waren! Es war besonders schwer für meine Eltern, den Glauben an sich selbst nicht zu verlieren: Was wurde aus ihrem Lebenswerk, aus ihren Plänen? Würde unsere Familie in einem fremden Land überleben können, dessen Sprache wir nicht einmal verstanden? Es war zwar unsinnig, aber die NS-Propaganda hatte uns tatsächlich bereits selbst beeinflußt, und wir begannen schon, uns irgendwie minderwertig, schmutzig und schuldig zu fühlen – nur warum, das wußten wir nicht." (S. 47)

"Ich war 14 Jahre alt, als wir Konstanz im Mai 1939 verließen. Es war schwer, mich von Leo (*Freund, jüdischer Junge aus Polen, S. 41 oben, ERW*), seiner Schwester (*Paula, S. 41*) und ihren Eltern zu verabschieden. Auch sie hatten Verwandte in Amerika, die sich um ihre Einwanderungsvisa bemühten. Aber für sie galt die polnische Quote, was bedeutete, daß sie *10–12 Jahre* zu warten hatten, bis ihre Nummer dran war. Leider ließ sich Hitler nicht soviel Zeit wie die amerikanische Einwanderungsbehörde." (S. 47)

Der Anfang in den USA war für die Ottenheimers sehr schwer, aber: "Schließlich hatte Papa eine Stelle gefunden! Onkel Isi arbeitete als Hausmeister in einem Kino; er hörte, daß ein ähnlicher Job in einem anderen Kino frei war und berichtete meinem Vater davon. Papa eilte sofort zum besagten Kino und wurde eingestellt! Das 'Prospect' war alt, schmutzig und lag in einer armen Gegend. Papas Aufgabe bestand darin, den Müll zu beseitigen, verschiedene Bereiche des Kinos mit einem Staubsauger zu bearbeiten, Staub zu wischen und Toiletten zu putzen. Seine Arbeitszeit begann nach der letzten Vorstellung um Mitternacht und endete um 8 Uhr morgens. Eigentlich sollten zwei Hausmeister die Arbeit gemeinsam erledigen, aber der 'Kollege' war die Hälfte der Zeit entweder nicht da oder betrunken. Die Bezahlung war sehr schlecht, doch handelte es sich um eine regelmäßige Arbeit, die es meiner Mutter erlaubte, die Zahl ihrer Arbeitsstunden etwas zu reduzieren. Nun übernahm mein Großvater (*kam im Oktober 1939 nach New York, S. 57 oben, ERW*) einen Teil des Kochens und Putzens für die Familie. – Papa war stolz auf seine Arbeit; zwar war er nur Hausmeister, aber entschlossen, der beste Hausmeister von New York zu werden." (S. 57)

"Unsere Situation hatte sich stabilisiert, unser Lebensstil war sicher nicht luxuriös, aber wir kamen ganz gut zurecht. Ab und zu wartete ich vor Lebensmittelgeschäften und bot Frauen an, ihre Einkaufstaschen zu tragen. Die Trinkgelder waren knauserig, weil niemand reich war. Meine Eltern wollten nicht, daß ich einen Job suchte; meine Schulbildung war ihnen sehr viel wichtiger, denn das war ihre Investition in die Zukunft. Wenn Leute herausfanden, daß wir vor einem Jahr aus Deutschland gekommen waren, fragten sie zwangsläufig: 'Wie gefällt Ihnen unser Land?' Jetzt konnten wir ehrlich antworten: 'Es gefällt uns sehr gut!', – besonders wenn wir daran dachten, wie unser Leben verlaufen wäre, wenn wir in Deutschland hätten bleiben müssen." (S. 58)

Mit dem "Blitzkrieg" der deutschen Wehrmacht gegen Polen am 1. September 1939 begannen der Zweite Weltkrieg und der Holocaust, der mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht und der verbündeten rumänischen Armee auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 in nie gekannter Härte und Grausamkeit seinen schrecklichen Fortgang nahm.<sup>9</sup>

"Am 5. Oktober 1944 meldete ich mich im Rekrutenlager von Fort Dix (New Jersey)", so Fritz Ottenheimer weiter: "Die Rekruten mußten Einführungsvorträ-

---

<sup>9</sup> Erhard Roy Wiehn, Totengebet – 60 Jahre Beginn des Zweiten Weltkriegs und der Schoah in Polen. Konstanz 1999; Erhard Roy Wiehn, Babij Jar 1941 – Das Massaker an der jüdischen Bevölkerung von Kiew 60 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 2001; Erhard Roy Wiehn, Ghetto Warschau – Aufstand und Vernichtung 1943 fünfzig Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 1993.

ge, Kurzhaarschnitte, Uniformausgabe und Impfungen über sich ergehen lassen, gefolgt von vielen Stunden Küchendienst." (S. 65) – "Unser Transporter traf am 9. März 1945 in Glasgow an der Westküste Schottlands ein. Während der Nacht verließen wir das Schiff, fuhren mit einem Zug direkt nach Southampton und auf einem polnischen Schiff über den Ärmelkanal nach Le Havre. Ein Güterzug brachte uns nach Verviers in Belgien, wo wir uns beim Truppennachschublager der 1. Armee meldeten." (S. 72)

"Ich war nach Deutschland zurückgekommen – auf die einzige Art, die ich jemals wollte. Meine Familie hatte den Haß der Deutschen zu spüren bekommen. Die anderen Männer, die meine Uniform trugen, hatten in unerbittlichen Gefechten gute Freunde verloren und waren Zeugen der Zerstörung geworden, die Deutschland über England, Frankreich und Belgien gebracht hatte. Wir konnten verstehen, weswegen uns die Vorgesetzten verboten, mit Deutschen zu fraternisieren. Als wir quer durch Deutschland weiter vorrückten, erfuhren wir immer mehr über die schrecklichen Greuelthaten, die von den Nazis an den von ihnen beherrschten Völkern begangen worden waren. Dennoch versuchten wir, unsere Arbeit objektiv zu erledigen. Nicht jeder Deutsche war ein Mörder." (S. 76)

"Am 30. April 1945 rückten wir von Leipzig nach Weiden vor. Wir waren nun nahe an der Grenze zur Tschechoslowakei und hatten somit fast ganz Deutschland von West nach Ost durchquert. Noch immer kämpften einige Einheiten der deutschen Wehrmacht weiter. Am 8. Mai 1945 endlich kapitulierte Deutschland bedingungslos: *V-E Day*, 'Victory in Europe' (S. 14), der Tag des Sieges in Europa war gekommen, und Hitler war tot! Hunderte Millionen von Menschen hatten auf diesen Tag gehofft, für ihn gebetet und gekämpft. Aber mehrere Millionen ließen ihr Leben, bevor unser Ziel erreicht, sogar bevor der Erfolg absehbar war." (S. 83)

"Ich wurde für einen Tag an den Geheimdienst 'ausgeliehen', der einen Mann mit Deutschkenntnissen angefordert hatte. Nachdem ich eine Typhusimpfung bekommen hatte, wurde ich zum Konzentrationslager Flossenbürg<sup>10</sup> gefahren (das am 23.4.1945 von der U.S. Army befreit worden war). Erst jetzt wurde mir gesagt, daß ich dort zwei 'Kapos' verhören sollte (*Fritz Ottenheimer war damals 20 Jahre jung; ERW*). Kapos waren selbst Gefangene, die vom Lagerkommandanten zu Aufsehern über eine Gruppe von Häftlingen ernannt wurden. Sehr oft

---

<sup>10</sup> "Flossenbürg (...) ist eine Gemeinde im Oberpfälzer Landkreis Neustadt an der Waldnaab. Der staatlich anerkannte Erholungsort liegt im Oberpfälzer Wald an der Grenze zu Tschechien, wo sich die Nachbargemeinde Lesná (Schönwald) befindet. In Flossenbürg befand sich von 1938 bis 1945 ein Konzentrationslager der Nationalsozialisten." <https://de.wikipedia.org/wiki/Flossenbürg>

wurden 'Berufs'- bzw. Gewaltverbrecher für diese 'Ehre' ausgewählt. Sie waren gleich nach Hitlers 'Machtergreifung' unter den ersten Insassen der Konzentrationslager. Die zwei Kapos, die ich verhörte, hatten eine solche Vergangenheit.

Noch nie zuvor hatte ich ein Konzentrationslager gesehen. Unter bedecktem Himmel sah ich eine Anzahl von einfachen Baracken, die von zwei elektrisch geladenen Stacheldrahtzäunen umgeben waren. Ein großer Steinbruch und eine Flugzeugfabrik waren an das Lager angeschlossen. Am Haupttor des Lagers war in steinernen Buchstaben die Standardlüge aller NS-Konzentrationslager eingehauen: 'Arbeit macht frei'. Sie war Teil einer systematischen Propagandakampagne, die zum Ziel hatte, neu angekommenen Gefangenen vorzugaukeln, daß sie ein Arbeitslager betraten und wieder auf freien Fuß gesetzt würden, wenn sie hart arbeiten und keinen Ärger machen würden. Bevor ich ankam, waren die meisten Leichen schon beseitigt; ehemalige Aufseher und NS-Aktivisten wurden gezwungen, sie in der Mitte des Ortes zu begraben. Gefangene, die kräftig genug waren, das Lager zu verlassen, waren bereits ins Krankenhaus oder an einen anderen Aufenthaltsort gebracht worden. Diejenigen, die übrig blieben, starben wie die Fliegen, die meisten an Typhus.

Ich wurde in einen kleinen Raum gebracht, in dem nur ein schmaler Tisch und zwei Klappstühle standen. Man gab mir einen Block Papier und einen Bleistift. Ich ließ den ersten Kapo hereinbringen und fragte ihn nach seinem Namen, Geburtsdatum, etc. – Er antwortete ruhig und bedächtig. – Was seine Aufgabe im Lager gewesen sei? – Er habe eine Gruppe von Gefangenen überwacht, die im Steinbruch arbeiten mußten. – 'Haben Sie jemals einen Menschen getötet, der unter Ihnen arbeitete?' – 'Ja.' – 'Wie viele?' – 'Oh, vielleicht acht bis zehn, vielleicht auch mehr; ich kann mich nicht mehr erinnern!' – 'Wie haben Sie sie umgebracht?' – 'Mit Steinbrocken, manchmal mit einem Knüppel.' – 'Warum haben Sie die Männer getötet?' – 'Immer aus einem guten Grund: Sie haben die Vorschriften nicht befolgt!' – 'Welche Vorschriften zum Beispiel?' – 'Meistens arbeiteten sie nicht hart genug, manche machten sich schmutzig!' – 'Sie haben Menschen umgebracht, weil sie sich schmutzig machten?' – 'Ja, das stimmt!' – 'Denken Sie, daß ein Mensch es verdient, getötet zu werden, wenn er sich schmutzig macht?' – Der Ex-Kapo starrte mich ein paar Sekunden lang verdutzt an: 'Natürlich! Die Vorschrift besagte, sich nicht schmutzig zu machen! Diese Vorschrift wurde nicht befolgt!' – Er schien sich offensichtlich zu wundern, warum ich eine so einfache Logik nicht verstehen konnte. – 'Wie lange waren Sie Häftling im Konzentrationslager?' – 'Ungefähr acht Jahre.'

Der zweite Kapo gab ähnliche Antworten. Beide gestanden ihre Verbrechen ohne Zögern, aber keiner von ihnen dachte, daß er etwas Unrechtes getan hatte. Sie zeigten nicht die leiseste Spur von Schuldgefühl oder Bedauern. Sie schie-

nen nicht in der Lage, das angebliche 'Vergehen' ihrer Opfer und die daraus resultierende Strafe zueinander ins Verhältnis zu setzen. Ein Leben auszulöschen, schien ihnen trivial. Ich übersetzte den Dialog dem diensthabenden Offizier und fragte, ob er irgendwelche weiteren Fragen habe. Es schien ihm zu genügen. Was mit den beiden Kapos geschah, habe ich niemals erfahren.

Ich erfuhr einiges über das Konzentrationslager Flossenbürg, das 1944 bis zu ca. 30.000 Häftlinge einschloß, unter ihnen Berufsverbrecher, politische Gefangene und Angehörige verschiedener Nationalitäten, gegen Ende auch jüdische Häftlinge. Jedes Jahr kamen ungefähr 50% der Lagerinsassen zu Tode. Eine Gruppe von ca. 4.500 Gefangenen wurde kurz vor 'V-E Day' 7.4.1945 gezwungen, vom Konzentrationslager Buchenwald nach Flossenbürg zu marschieren, was 12 Tage dauerte: Ungefähr 3.000 Menschen starben unterwegs, nur 2.000 erreichten Flossenbürg, halb verhungert und krank." (S. 83/84)

"Unsere (...) Einheit erhielt eines Tages den Befehl, eine Gruppe von Kriegsgefangenen in ein nahegelegenes Lager zu bringen. Die Gefangenen mußten in der Regel auf der Ladefläche eines Lkws Platz nehmen. Ein US-Soldat saß am Steuer, während ein anderer mit einem Gewehr in der Hand rückwärts auf dem Führerhaus saß, um die Gefangenen im Auge zu behalten. An diesem Tag wurde ich als Wache eingeteilt, saß auf dem Führerhaus, schaute die Gefangenen an und fragte mich, ob einer unter ihnen Aufseher in einem Konzentrationslager gewesen sein mochte oder ob sich unter ihnen einer meiner früheren Schulkameraden aus Konstanz befand. Der Lkw raste durch die Stadt. Plötzlich schriegen mehrere Gefangene und zeigten auf etwas, das sich über bzw. hinter mir blitzschnell näherte. Ich duckte mich instinktiv und vermied dadurch ganz knapp, von einer niedrig hängenden Straßenbahn-Oberleitung enthauptet zu werden. Es war ein unheimliches Gefühl, von meinen Feinden das Leben gerettet bekommen zu haben." (S. 82)

"Meine Militärzeit endete am 10. September 1946 mit einer Busfahrt nach New York und einer anschließenden U-Bahnfahrt nach Hause. Es gab kein Feuerwerk, keine Flaggen, keine Blaskapellen – aber der größte Kriegsheld hätte keine herzlichere und liebevollere Begrüßung erfahren können! Mein Vater schien überzeugt zu sein, daß ich den Zweiten Weltkrieg im Alleingang gewonnen hatte! Meine Mutter hatte sich 695 Nächte lang gesorgt, für mich gebetet und war nun glücklich, daß ihre schlechten Vorahnungen grundlos gewesen waren. Meine Schwester Ilse und Opa waren einfach froh, mich wieder bei sich zu haben." (S. 129/130)

Fritz Ottenheimer wurde Ingenieur und beschrieb die Jahre seiner Berufstätigkeit in einem eigenen Kapitel seiner Lebenserinnerungen unter dem Titel: "Von

der (*zivilen*) Atomtechnik zur Biotechnik und wieder zurück" (S. 141 ff.); er heiratete Anfang Dezember 1952 seine Frau Goldie, 1954 wurde Tochter Marcie und 1957 Sohn Daniel geboren; 1987 ging er in den Unruhestand.

Nun wieder Originalton Fritz Ottenheimer: "Im Jahre 1968 war ich (...) nach Europa geschickt worden, um mich über kommunale Müllzerkleinerungsmaschinen zu informieren. Ich plante meine Route damals so, daß ich ein Wochenende in Konstanz verbringen konnte. Es war das erste Mal seit 1939, daß ich wieder zurückkam. Meine Eltern hatten mir die Namen einiger ehemaliger Konstanzer Freunde gegeben, und ich verbrachte einen angenehmen Abend mit ihnen. Wir redeten über die alten Zeiten und über die schlimmen Dinge, die so vielen guten Menschen zugestoßen waren. Die meisten Personen, über die wir sprachen, gehörten der Generation meiner Eltern an und waren mir relativ wenig bekannt, da ich ja erst 14 war, als wir Konstanz verließen. Ich verbrachte viele Stunden damit, einfach nur durch die Straßen und Alleen zu schlendern, den Wegen meiner Kindheit nachzugehen und die Atmosphäre der schönen alten Stadt wieder in mich aufzunehmen, wobei ich von den jetzigen Einwohnern völlig unbeachtet blieb." (S. 157/158)

Im August 1984 kam Fritz Ottenheimer wieder nach Konstanz, diesmal zusammen mit seiner Frau Goldie: "Dann nahmen wir einen Zug nach Konstanz und wohnten dort im 'Inselhotel', einem ehemaligen Dominikanerkloster. Dieses Hotel liegt auf einer kleinen Insel im Bodensee, direkt am Stadtgarten und an der Altstadt. Ich zeigte Goldie alle Orte, die mir in meiner Kindheit wichtig waren." (S. 159)

"Im Frühjahr 1986 erhielt ich einen Brief von Dr. Horst Eickmeyer, dem Oberbürgermeister der Stadt Konstanz. Alle ehemaligen jüdischen Einwohner wurden in ihre alte Heimatstadt eingeladen, um im September 1986 eine Woche des Wiedersehens zu verbringen. Wir mußten unsere Reisekosten selbst tragen, aber die Stadt Konstanz würde für den Aufenthalt aufkommen. Ich nahm die Einladung an, es war meine dritte Reise nach Konstanz. Diese 'jüdische Besuchswoche' war gut organisiert, es gab köstliche Mahlzeiten in guten Restaurants, es gab Ansprachen, Diskussionen und kurze Ausflüge, fast fürstliche Ehrungen wurden uns zuteil." (S. 160)

"Unsere vierte Reise nach Konstanz im Juni 1987 war ein Familienunternehmen. Unser Sohn Dan und seine Frau Sara wollten mitkommen, um zu sehen, wo ich aufgewachsen war." (S. 162) Fritz Ottenheimer kam im Januar 1997 wieder und zur Verlegung von Stolpersteinen für sich und seine Familie am 17.

März 2008,<sup>11</sup> vor 10 Jahren also; damals konnte er seinen Familienangehörigen auch die frühere Wohnung der Familie Ottenheimer zeigen.<sup>12</sup>

Fritz Ottenheimers wichtigste Reise nach Konstanz dürfte jedoch die zur ersten "Jüdischen Woche" ehemaliger jüdischer Konstanzerinnen und Konstanzer im Herbst 1986 gewesen sein. Doch kein Verzeihen hatten sie mitgebracht und kein Vergessen, diese Ehrengäste ihrer ehemaligen Heimatstadt, frühere Mitbürger, gebürtige Konstanzer mit ihren Angehörigen, die damals in ihrer angestammten Heimat nicht bleiben durften, sich von ihren deutschen Landsleuten allesamt mit dem Tode bedroht sahen, nur weil sie Juden waren. Und nur weil sie mit viel Glück und vielfach zufällig den deutschen Verfolgern und ihren Vernichtungslagern entkommen sind, haben sie seinerzeit überhaupt überlebt. Nur deshalb konnten sie hier wieder offiziell willkommene Gäste sein, späte Ehrengäste zumal.

"Im März 1939, ich war damals 14 Jahre alt", so Fritz Ottenheimer, "vielleicht habe ich auch deshalb keine großen Haßgefühle mehr. Wir wollten immer, daß meine Eltern nach Konstanz kämen; sie hatten Freunde hier, mit denen sie noch in Verbindung standen, und sie haben oft davon erzählt, wie schön es in Konstanz war. Aber sie konnten nicht mehr herkommen, weil zu-viel Schmerz damit verbunden war. Sicher haben sie viel mehr Sorgen und viel mehr Angst gehabt als ich; als Kind habe ich das nicht so empfunden." (S. 9) – Und doch war und ist für Fritz Ottenheimer wie für viele seinesgleichen 1986 wie 2008 manchmal alles noch ziemlich so, als ob es erst gestern geschehen wäre. Zu tief sind die damaligen Eindrücke gerade auch für ihn als Kind gegangen, und die brennende Synagoge der Stadt, die seine Bar-Mitzwa-Synagoge war, hat sich ihm unauslöschlich in die Seele eingebrannt, und zwar samt der Erfahrung, daß es äußerst wenig Mitgefühl und nur sehr selten tatkräftige Hilfe gab.

Die Überlebenden erinnern sich, wie die Eltern als gute Deutsche, angesehene Bürger, beliebte Geschäftsleute, wohltätige Mitmenschen, Kriegsfreiwillige, Frontkämpfer, Ordensträger, ja sogar einfach als Menschen plötzlich ausgegrenzt, ausgeschlossen, erniedrigt, beraubt, gequält, mißhandelt, verachtet, verfolgt wurden. Es sind Erinnerungen an Demütigungen in der Schule, Rauschmiß, Ausschluß von Bildung und Ausbildung, den Boykott des elterlichen Geschäftes, Enteignung und Zwangsverkauf, Berufsverbot, die brennende Syna-

---

<sup>11</sup> Fotos in: Erhard Roy Wiehn (Hg.), Jüdische Rückblicke auf die deutsch-schweizerische Grenzregion am Bodensee im 20. Jahrhundert. Gespräche in Israel, Konstanz und Kreuzlingen. Konstanz 2012, S. 89.

<sup>12</sup> Philipp Zieger, "Als die Gestapo zweimal an die Tür klopfte – Fritz Ottenheimer erinnert im *Contrast* an die Judenverfolgung in Konstanz – Seine Familie konnte flüchten", in: *Südkurier* (Konstanz), Nr. 68, 20. März 2008, S. 19.

goge, die Deportation aller Männer nach Dachau und ihre noch Schlimmeres verheißende Rückkehr, die zunehmende Bedrohung des nackten Lebens, das bange Hoffen auf Einreisevisa für irgendein Land der Welt, wenn es gutging ungewisse Emigration, wobei niemand zum Abschied winkte. Für die verbliebenen Juden im Oktober 1940 die barbarische, endgültige Deportation nach Gurs in Südwestfrankreich,<sup>13</sup> für manche die mögliche Rettung, für viele der dann noch Lebenden später von dort die Reise in die Vernichtungslager des Ostens.

Für Fritz Ottenheimer und seinesgleichen sind Kindheitserinnerungen Erinnerungen an die dreißiger Jahre, hier an die schöne Stadt am Bodensee, die heute noch beinahe genauso aussieht wie damals, einschließlich der ehemaligen Geschäftsräume, Häuser und Wohnungen der eigenen Familie. Erinnerungen an hämische Schadenfreude, unterlassenes Mitgefühl, vergeblich erhoffte Hilfe, möglicherweise aber auch an den Mut und die Menschlichkeit einiger Weniger, an die Arztfamilie, einen Beamten, Buchhändler, Lehrer, Nachbarn, die mit einer verständnisvollen Geste, Lebensmitteln, Medikamenten oder sonst irgendwie mit Rat und Tat und am Ende unter eigener Lebensgefahr vielleicht doch geholfen haben – kleine Lichtblicke in der großen Dunkelheit.

Man muß sich daran erinnern, daß nach der Katastrophe des Holocaust nur eine verschwindend kleine Minderheit Überlebender nach Deutschland zurückkehrte, deren Rolle in verschiedener Hinsicht freilich um so wichtiger gewesen und geblieben ist, auch in Konstanz und der Bodenseeregion. Für die bei weitem überwiegende Mehrheit gebürtiger Konstanzer wie deutscher Juden überhaupt war der Bruch jedoch endgültig, unwiderruflich, nicht wieder gutzumachen. (S. 10)

"*Wie hat das geschehen können?* – Ich weiß es selbst nicht. Ich war da, ich habe zugesehen, ich habe es gefühlt, ich habe es empfunden, aber wenn ich versuche, eine Logik hineinzubringen oder zu erklären, warum Leute sich so benahmen – ich kann es nicht erklären. Und wie können es andere erklären, wenn ich es nicht erklären kann?" (S. 9) Fritz Ottenheimers Lebenserinnerungen *Wie hat das geschehen können* (Konstanz 1996) sind eine Folge der ersten "Jüdischen Woche" in Konstanz, und damit wurde die lehrreiche Erfahrung von 1986 gewissermaßen fort- und festgeschrieben, nämlich Vergegenwärtigung und hautnahe Vermittlung gemeinsamer Vergangenheit samt der bewegenden Erfahrung unauflöslicher Verflochtenheit einer Geschichte, die nicht in fortwährendem Haß und ewiger Feindschaft enden muß. Es ist uns jedoch nicht erlaubt zu

---

<sup>13</sup> Erhard Roy Wiehn (Hg.) Camp de Gurs – Zur Deportation der Juden aus Südwestdeutschland 1940. Konstanz 2010.

vergessen, und was aufgeschrieben und veröffentlicht ist, wird hoffentlich nicht so schnell vergessen, *wie das hat geschehen können.*

Nach der ersten "Jüdischen Woche" in Konstanz sagte Fritz Ottenheimer in seiner Abschiedsansprache am 20. September 1986: "Wo i von Konstanz weg-fahre bin, hab i no kurze Hose angehabt, un jetzt bin i zrückkumme mit graue Hoor. Also es sin halt 47 Jahr in der Zwischenzeit vorbeigange, und jetzt ist diese besondere Woche auch ganz am Ende. Was war der Einfluß, was war die Wirkung von dieser Woche auf uns, die wir zurückgekommen sind?"

Wir werden das wohl stundenlang besprechen, wenn wir in unsere Heimat zurückkommen. Aber Sie brauchen keine Angst haben, heute abend spreche ich nur ein paar Minuten lang darüber. Ich möchte zwei Punkte erwähnen:

1. Wir kamen mit schwerem Gepäck hierher, weil wir nämlich viele Erinnerungen mitbrachten, gute und schlechte, die schon mehrmals diese Woche erwähnt worden sind. Wir brachten diese Erinnerungen, weil wir hofften, daß wir sie hier in unserem Geburtsort auf eine Waage legen und eine bessere Vorstellung bekommen können, wie das Verhältnis zwischen den guten und den schlechten Erinnerungen ist. Inzwischen und während dieser Woche haben wir noch viele gute Erinnerungen hinzugefügt, und ich glaube, daß die Waage in der richtigen Richtung getippt worden ist.

2. Möchte ich erwähnen, daß wir während dieser Woche wunderbare Menschen getroffen haben. Manche waren unsere alten Freunde, die meisten waren von einer ganz neuen Generation, die uns eigentlich damals gar nicht kannten. Wir sind wirklich sehr stark beeindruckt worden von all diesen Menschen, und wenn auch unsere Vergangenheit in Konstanz dunkel war, sehen wir eine sehr helle Zukunft, solange solche Persönlichkeiten an der Spitze stehen.

Zuletzt möchte ich noch etwas anderes erwähnen: Obwohl wir Konstanz nie vergessen haben, haben wir oft gedacht: Hat Konstanz uns vergessen?. Und das war eine sehr schwere Frage. Aber nach dieser Woche sind wir überzeugt, daß Konstanz uns nicht vergessen hat. Denn Ihr habt uns gefüttert und bemuttert und belehrt und geehrt. Es war eine herrliche Woche, es war eine herzliche Woche, und wir sind Ihnen allen sehr dankbar dafür. Wir gehen jetzt in unsere Heimat zurück, der wir auch sehr dankbar sind, daß sie uns ein neues Leben gegeben hat. Aber ich glaube, obwohl wir der neuen Heimat treu sind, können wir doch sagen: Jetzt simmer au wieder Konschtanzer!!" (S. 219)

Fritz Ottenheimer verstarb bereits am 20. Juli 2017 im Alter von 92 Jahren, wir haben jedoch erst im November von seinem Tod erfahren. – In der Traueranzeige der *Initiative Stolpersteine für Konstanz – Gegen Vergessen und Intoleranz*

hieß es im Konstanzer *Südkurier* am 11. November 2017: "Fritz Ottenheimer – Ein Ur-Konstanzer mit großem Herzen. Aufgrund seines Jude-seins schon als Kind durch die Nazis gedemütigt, entrechtet und ausgegrenzt, mit seiner Familie zur Flucht getrieben, mit dem Grauen der Lager konfrontiert, war er doch stets Versöhner, der durch sein bescheidenes und mitfühlendes Wesen, durch seine ansteckende Lebendigkeit junge Menschen und Erwachsene für sich einnahm. – Bei seinen Besuchen in Konstanz hörten wir fast ungläubig, daß er sich trotz allem ein wohlwollendes Bild vom damaligen Konstanz und manchen seiner Bewohner bewahrt hatte. Aus diesen Besuchen entstanden Kontakte und Freundschaften. Der Stolperstein in der Blarerstraße 32 soll helfen, die Erinnerung an ihn zu bewahren. – Wir sind sehr traurig, daß es Fritz Ottenheimer nicht mehr gibt."

Im Nachruf einer Pittsburger Zeitung wurde darauf hingewiesen, daß sich Fritz Ottenheimer sehr für gemeinnützige Angelegenheiten engagierte, so bei den Boy Scouts of America (worüber er 2014 einen hübschen kleinen Beitrag schrieb<sup>14</sup>) und im Holocaust Center von Pittsburgh: "Fritz sprach in Dutzenden von Schulen und Organisationen (...) über den Holocaust und seine persönlichen Erfahrungen als Jude in Deutschland. Er berührte Tausende von Menschen, und er wird von vielen schmerzlich vermißt werden." – Auch in Konstanz und von uns.

Aber wir sind zugleich auch froh und sehr dankbar, daß es Fritz Ottenheimer gab, daß wir ihn als echten Scout und großen Humanisten kennenlernen und mit ihm befreundet sein durften. (25.01.2018)

---

<sup>14</sup> Fritz Ottenheimer, "Als Überlebender aus Deutschland aktiv bei den Boy Scouts of America", in: Erhard Roy Wiehn, Grunderfahrungen im Pfadfindertum 1947–1957–1961. Eine Hommage. Konstanz 2014, S. 185 f.